

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 2

Artikel: Ehe und Frauenstimmrecht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ehe und Frauenstimmrecht

Noch steht nicht fest, welches Schicksal der eidgenössischen Volksabstimmung über das Frauenstimmrecht beschieden sein wird. Nicht nur weil sämtliche Volksbefragungen zu diesem Thema in den letzten Jahrzehnten abnehmende Gegnerschaft aufwiesen, vor allem auch weil offensichtlich die Stimmung sich wesentlich gewandelt hat und die Erfahrungen in einzelnen Kantonen und Gemeinden sehr gute sind, zeigen sich die Auguren optimistisch. Nur darf man an einer unumstösslichen Realität nicht vorbeisehen: dass nämlich mit einem zustimmenden Entscheid der stimmberechtigten Männer die Problematik der Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau noch keineswegs aus der Welt geschafft ist. Die Frauen werden sich an die politischen Ämter, die

sich ihnen eröffnen, erst gewöhnen, die Männer sich aber von gewissen traditionellen Vorstellungen lösen müssen, wonach eine klare Trennung der Aufgaben zwischen den beiden Geschlechtern naturgegeben sei. Die durch einen positiven Volksentscheid theoretisch gerechter geregelte Ordnung wird in der Praxis vor allem anfänglich neuen und anderen Schwierigkeiten rufen. Aus dieser Praxis heraus ist unsere Mitarbeiterin Marianne Wegner an das Problem herangetreten und hat drei Ehepaare besucht, die eines gemeinsam haben, dass nämlich Mann und Frau aktiv im Dienste der Öffentlichkeit tätig sind. Trotzdem sind ihre Einstellungen zum Frauenstimmrecht sehr unterschiedlich: von mehr oder weniger offener Ablehnung über Indifferenz bis zur klaren Zustimmung.

Sie ergänzen sich gegenseitig

Frau Dr. rer.pol. Lilian Uchtenhagen-Brunner – sozialdemokratische Gemeinderätin in Zürich – wohnt mit ihrem Mann, Dr. med. und phil. Ambros Uchtenhagen, in einer geräumigen, dezent und stilvoll eingerichteten Wohnung im ersten Stock der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli; der Ehemann ist hier Chefarzt des Sozialpsychiatrischen Dienstes. Durch «Terre des hommes» hat das Ehepaar drei Geschwister aus Madagaskar adoptiert, drei reizende, schmalgliedrige Kinder, mit denen Lilian Uchtenhagen «Schulprobleme» hat, nicht weil ihre Intelligenz unter der unserer Kinder, sondern einfach eine andere ist.

Obwohl nun Lilian Uchtenhagen als Mutter und Hausfrau ausgelastet wäre, ist sie beruflich und politisch ausserordentlich aktiv – aber sie und ihr Gatte scheinen deswegen keinerlei Differenzen unter sich zu haben; ihre Ehe verlaufe, so betont sie, in Minne.

Lilian Uchtenhagen, die ihre Dissertation über die «Grenzen der Staatsver-

schuldung» gemacht hat, ist Dozentin für Politik und Volkswirtschaftslehre an der Schule für Soziale Arbeit Zürich, Lehrerin für Staats- und Wirtschaftskunde an der Handelsschule des Kaufmännischen Vereins Zürich, gibt staatsbürgerliche Kurse an Schwesternschulen, ist wissenschaftlich tätig als Mitglied der eidgenössischen Studienkommission für Preis-, Kosten- und Strukturfragen des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes, ist Mitglied der eidgenössischen Zolllarifikommission, der Wirtschaftskommission und der ad hoc Kommission des Bundes Schweizerischer Frauenvereine zum Studium der Verfassungsrevision sowie der staatsbürgerlichen Kommission der Frauenzentrale Zürich. Sie ist Mitarbeiterin der Pastoral-Prospektiv-Gruppe «Jugend» und Vorstandsmitglied der Schule für Soziale Arbeit und des Frauenstimmrechtsvereins. Und last but not least ist sie Mitglied des EFTA-Exekutiv-Rates.

Hier in dieser schönen Wohnung ist

nichts von intellektueller Unordnung zu bemerken, weder Zeitschriften, Papiere noch Bücher liegen herum – irgendwie scheinen diese mit antiken Möbeln ausgestatteten hohen grossen Zimmer mitten in der Irrenanstalt unberührt von dem seelischen Chaos, von all dem Leid um sie herum. Lilian Uchtenhagen ist gross gewachsen und stets modisch gekleidet, ihr Gatte sieht jungenhaft aus – jünger als er ist. Er nimmt erst gegen den zweiten Teil des Abends an unserer Diskussion teil und taut allmählich auf bis zur Gesprächigkeit.

Ihrer beider Gebiete, so Lilian Uchtenhagen, berührten sich, obwohl ihr Mann philosophisch, sie politisch gerichtet sei. Das gemeinsame Interessengebiet ist Soziologie. Neuerdings befassen sich beide Ehepartner mit einem eben erst gegründeten Dienst für Rauschgiftsüchtige, wo diese Tag und Nacht auf Rat und Beistand zählen können. Aber trotzdem, so fährt sie fort, bemühen sie und ihr Mann sich, einander nicht in die Quere zu kommen. Ambros Uchtenhagen erscheine nie mit ihr an einer politischen

Versammlung, und sie habe nie versucht, ihn dazu zu bewegen. «Mein Mann wollte, ich solle in die Politik eintreten, ich habe lange gezögert, weil ich dachte, ich könne ihm schaden.» Sie behauptet, dass die sozialdemokratische Weltanschauung immer ihre Überzeugung gewesen sei – trotz des bürgerlichen Wohlstandes, in dem sie stets gelebt hat. Die Kraft und die Energie für ihre politische Tätigkeit beziehe sie aus der Familie. Ambros Uchtenhagen scheint intuitiver zu sein als seine Frau, weniger vom Rationalismus geleitet und human engagierter. Aber das ist wohl eine – allerdings positiv zu bewertende – «déformation professionnelle». Er stellt mit Befriedigung fest, wie gut es sei, wenn Ehepaare aus verschiedenen Berufen und Interessengebieten miteinander diskutieren könnten. Solche Diskussionen seien äusserst fruchtbar – man merke plötzlich bei den Fragen seines Gegenübers, dass man

als selbstverständlich betrachte, was gar nicht selbstverständlich sei. Unter Fachleuten laufe man Gefahr, zu vieles als gegeben hinzunehmen, in einem gewissen Sinne egozentrisch zu werden in seiner Berufsauffassung und gleichzeitig engstirnig. Das Gegenüber mache einen oft ungewollt auf den Wald aufmerksam, den man vor lauter Bäumen gar nicht mehr sehe. Man müsse sich ergänzen.

«Mein Mann», so knüpft Lilian Uchtenhagen an, «der früher völlig apolitisch war, interessiert sich jetzt für Politik – dieses Interesse läuft parallel zu meiner zunehmenden politischen Aktivität.»

Wenn man progressiv sei, so betont sie, dürfe man keine Angst vor der Zukunft haben und müsse offen bleiben für Experimente. Die Emanzipation sieht sie darin, dass der Mensch verantwortlich sei und die Freiheit nicht missbrauche.

Sie helfen sich gegenseitig

Bei einem Anruf in der Redaktion des «Appenzeller Volksfreund» werde ich mit der Frau des Chefredaktors, Emmeli Broger, verbunden. Wie ich mein Anliegen vorbringe – ein Interview möchte ich, mit beiden Ehehälften – da will sie doch erst ihren Mann fragen. Schliesslich aber ist es doch Emmeli Broger, die in ihrem heimeligen Berndeutsch zusagt, denn des Gatten «Antwort» lautete: «Ich bin einverstanden, wenn meine Frau einverstanden ist.»

Dr. Raymond Broger ist ein vielbeschäftigter Mann, der – wäre seine sich gegen das Frauenstimmrecht auflehrende Gattin nicht so tüchtig – seine vielen Ämter gar nicht ausüben könnte. Sie hilft ihm beruflich, denn – dies gibt sie offen zu – Freude am Haushalt hat sie nicht. Der Landammann kann die Redaktion der Zeitung getrost Emmeli überlassen, um zur Session nach Bern, in den Grossen Rat in Appenzell oder zu einer Sitzung der

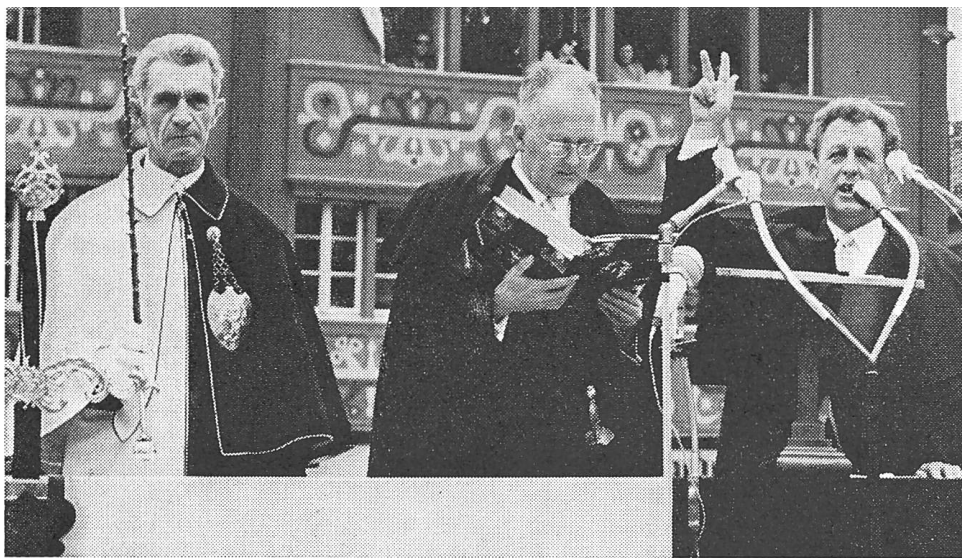
«Weisen» über die Jurafrage zu eilen. Wir wollen einmal aufzählen, was der katholisch-konservative Raymond Broger alles «ist»: stillstehender Landammann von Appenzell Innerrhoden (der Kanton zählt 13 000 Einwohner und verfügt über fast 17 246 Hektaren Land), Redaktor der dort erscheinenden Zeitung, Nationalrat, Mitglied des Grossen Rates, Präsident der Vormundschaftsbehörde für den inneren Landesteil, der Anwaltsprüfungskommission, der Bankkommission, des Bankrates, der Landesschulkommission, der Nomenklaturkommission, er ist Erziehungsdirektor, im Verwaltungsrat der Appenzellerbahn, im Vorstand der Ostschweizerischen Radio-Gesellschaft, des Ostschweizerischen Verkehrsausschusses, der Interkantonalen Lotteriede-Genossenschaft, er ist Kastenvogt der Frauenklöster und Vorsteher der Preiskontrollstelle. Appenzell Innerrhoden kennt das Frauenstimmrecht noch nicht, aber

gegen diese Gleichberechtigung auf eidgenössischer Ebene hat der Landammann und Nationalrat Dr. iur. Raymond Broger, Rechtsanwalt, nichts mehr einzuwenden; «der Lauf der Zeit erheischt es». Er ist der Ansicht, in Appenzell besässen die Frauen das Stimmrecht schon lange – auch wenn sie nicht an der Landsgemeinde teilnähmen, und damit hat er gar nicht etwa unrecht. Frauenstimmrecht hin oder her: auf jeden Fall möchte er die Landsgemeinde beibehalten; auch wenn die Frauen dazukämen, liesse sie sich gut durchführen, das Ganze sei dann nurmehr eine Raumfrage (und gross genug wäre eigentlich der berühmte Platz in Appenzell).

Die Brogers haben sich einen freien Tag genommen, als ich morgens zwischen neun und zehn Uhr in ihrem hübschen Appenzellerhaus «am Lehn» in Appenzell eintreffe. Und wie sieht so ein «freier Tag» aus? Der Landammann – noch in Pantoffeln und Morgenrock, er sei aber schon in aller Frühe aufgestanden – tippt einen Nekrolog in die Schreibmaschine. Seite um Seite wird auf die Redaktion mitten im Flecken Appenzell getragen. Immer wieder klingelt das Telephon, und der Landammann beruhigt eine Frau, die für ihren Mann, der sich etwas hat zuschulden kommen lassen, bittet. «Immer sind es die Frauen», sagt er, zu mir gewendet, «die in heiklen Situationen an mich gelangen – selten hätten die Männer die Zivilcourage...»

Gattin Emmeli geht währenddessen auf die Redaktion, um noch die letzten Anweisungen vor diesem «freien Tag» zu geben. Den Schluss des Nekrologes werde ihr Mann abends fertig schreiben und noch in die Druckerei bringen, bevor er nach Bern fahre...

Zweifelloos ist er eine autoritäre Persönlichkeit. Er wirkt in Appenzell Innerrhoden, einem kleinen, intakt gebliebenen, fast familiären Reich, als Landesvater, vielmehr als Familienoberhaupt: da findet nichts statt, was seinem sorgenden Blick entginge, das sich seiner Vormundschaft entzöge. Andererseits aber ist seine Autorität



Der machtgewaltige Raymond Broger auf dem «Stuhl» der Appenzeller Landsgemeinde: jetzt ein Befürworter des Frauenstimmrechtes, «weil der Lauf der Zeit es erheischt».

menschlich: Raymond Broger besitzt Ethos. Was immer ihm seine politischen Gegner vorwerfen mögen – seine Aufrichtigkeit ist unbestritten. Und blieb er auch lange Zeit (in seinem Innersten bis heute noch) ein konservativer Gegner des Frauenstimmrechtes, so achtet er doch die Frau in ihrem Wesen – mehr als dies mancher heisse, «progressive» Befürworter tut.

Seine Frau steht zu ihm, arbeitet mit ihm und gesteht mir: «Wir streiten zwar fast jeden Tag einmal – aber wir sind uns nie gram.» Wer kennt ihn nicht, den Slogan von der «Partnerschaft» zwischen Mann und Frau als neuer Morgenröte am Horizont, vom Verschwinden des «Heimchens am Herd», vom Hand-in-Hand-gehen durch eine Welt, deren interessanter Teil nicht mehr nur den Männern vorbehalten bleiben soll? Das «konservative» Ehepaar Broger gibt ein glänzendes Beispiel dafür!

Beim Abendessen im Restaurant «Bären» in Gonten, wo auf dem «Schulausflug» 1970 der ganze Bundesrat speiste, erfahre ich von Raymond Brogers Begegnung mit Königin Ingrid von Dänemark. Das Protokoll schrieb vor, man dürfe nur mit ihr sprechen, wenn man von ihr dazu aufgefordert werde, dürfe sich nicht vor ihrem Aufbruch zurückziehen usw. Der Landammann von Appenzell Innerrhoden setzte sich über alle diese Vorschriften hinweg und zu ihr aufs Sofa! Die Königin und der Landammann unterhielten sich aufs glänzendste, so sehr, dass sie den ganzen Abend aus dem Lachen nicht herauskam. Auch das ganz und gar unprotokollarische Schütteln der Hand nahm sie ihm nicht übel, als Raymond Broger, bevor sie das Zeichen dazu gege-

ben hatte, aufstand und sich von diesem Bankett zurückzog.

Die Brogers sind entschlossene Menschen: am Abend des Tages, an dem sie sich zum ersten Mal gesehen hatten, verlobten sie sich. Emmeli Elmi-ger, Arzttochter und Medizinstudentin aus Bern, hatte während des Krieges freiwillig in französischen Flüchtlingslagern geholfen, aus denen die Menschen in die Gaskammern deportiert wurden. Sie versuchte, die schreckliche Not der um ihr Schicksal Wissenden etwas zu lindern. Der jun-

Sie verstehen sich gegenseitig

Die Art, wie der junge Henry Benz mit seiner heutigen Frau, Dr. phil. Lydia Benz-Burger, Kontakt aufnahm, zeugt von einem grenzenlosen Vertrauen: sie war damals Kassierin des Kino Urban in Zürich, und als sie ihre Arbeit beendet hatte, sprach er sie auf der Strasse an. Sie nahm die Einladung zu einem Kaffee im «Grünen Heinrich» an. Feldweibel Benz bat sie in der Folge, nachdem er erfahren hatte, dass sie des Maschinenschreibens kundig sei, für ihn einen Brief an seinen Hauptmann zu tippen, und gab ihr eine Blankounterschrift. Dabei wusste er von ihr aber nur, dass sie an der Kasse des Kino Urban sass... Bis heute ist dieses Vertrauen nicht erschüttert.

Henry Benz, Verkaufsleiter einer Handelsfirma für elektronische Produkte, führt eine andere Klage: seine Frau ist politisch überlastet. «Es sollten andere Frauen in die Politik», sagt er, «keine Familienmütter. Ich habe ihr nicht abgeraten, für den Gemeinderat zu kandidieren, aber als sie dann Gemeinderätin auf der Liste des

ge Rechtsanwalt Broger hatte davon in Schweizer Zeitungen gelesen und schrieb der Studentin mehrere Briefe. Endlich willigte sie ein, ihn zu treffen. «Ich hatte Zukunftspläne, eigentlich wollte ich meinen jetzigen Mann damals nur treffen, um ihm die Briefe, die er mir geschrieben hatte, zurückzugeben.» Raymond Broger aber kam, sah und siegte... «Ich wusste in jenem Augenblick, als ich ihn zum ersten Mal sah, dass er der Mann war, den ich heiraten wollte.»

Wir sitzen noch immer im «Bären» in Gonten. Frau Broger hat zu diesem Abendessen viele Papiere mitgenommen: Notizen, Listen, die eingegangene Post. Sie bespricht mit ihrem Mann den kommenden Tag, den sie allein zu bewältigen hat, denn Raymond Broger wird ja wieder einmal nicht hier, sondern an einer Sitzung in Bern sein.

Landesrings wurde, kamen die Verpflichtungen wie eine Lawine... Meine Frau ist fast keinen Abend mehr zu Hause. Die Familie leidet darunter. Wir müssen uns entscheiden, entweder die Nation oder die Familie. Ich war und bin immer noch für das Frauenstimmrecht – aber warum muss sich ausgerechnet *meine* Frau damit so belasten? Die wenigsten Frauen sind nämlich bereit, das auf sich zu nehmen, was meine Frau auf sich nimmt. Und weil so wenige Frauen politisch tätig sind, muss eine Einzelne zuviele Ämter übernehmen, nicht zuletzt, weil die Parteien aus Propagandagründen jetzt alle die Frau in den Vordergrund schieben wollen.»

Frau Dr. Benz-Burger hielt mit ihren Entgegnungen nicht zurück, aber sachte, nicht rechthaberisch: es besässen eben noch immer zu wenig Frauen die geistigen Voraussetzungen für eine politische Laufbahn, deshalb die kleine Zahl von Kandidatinnen; die Familie leide nicht so sehr unter ihrer Abwesenheit wie er an-

nehme, die Kinder brauchten jetzt, in der Pubertät, den Vater sogar mehr als die Mutter.

Lydia Benz-Burger entstammt einer kinderreichen Familie – fünf Töchter, fünf Söhne – aus Freienwil bei Baden. Vater Burger war Landwirt, Posthalter und Gemeindeschreiber. Sie absolvierte eine Lehre als PTT-Telephonistin in Baden. Weil ihr Dienst unregelmässig war und sie ihn ausserdem noch mit PTT-Kolleginnen tauschen konnte, war es ihr möglich, Kurse am Institut Juventus zu besuchen – bis ihr Vorgesetzter die Dienstabsprachen unter den Angestellten verbot. Sie nahm deshalb eine Stelle als Haustelephonistin in Zürich an und begann wenige Monate später, das Abendgymnasium zu besuchen. Nur zweieinhalb Jahre später absolvierte sie in St. Gallen die Matura. Hierauf arbeitete sie ein halbes Jahr ganztags auf dem Büro, um das schmal gewordene Budget wieder etwas aufzurunden, und im Frühling 1946 begann sie zu studieren: Hauptfach Germanistik, erstes Nebenfach Journalistik, zweites Nebenfach moderne Geschichte. Um sich Lebensunterhalt und Studium weiterhin zu ermöglichen, wurde sie zweite Kassierin im Kino Urban und schlug sich mit 300 Franken monatlich schlecht und recht durch. Hier lernte sie, wie erwähnt, ihren zukünftigen Mann kennen.

Lydia Burger wechselte die Stelle und trat in die Redaktion von «Meyers Frauen- und Modeblatt» ein, wo sie mehr verdiente. Ihre Dissertation – 126 Buchseiten – machte sie über Hans Trog als Theaterkritiker, der von 1864 bis 1928 lebte und eine Zeitlang Feuilletonredaktor an der Neuen Zürcher Zeitung gewesen war.

«Am Schluss meines Studiums», so erinnert sich Frau Benz, «war ich völlig ausgepumpt, nahe an einem Zusammenbruch, aber in den Tiefen meines Wesens bin ich ein Optimist. Ich glaube an das Gelingen. Auch während des Studiums half mir dieser Optimismus. Ich besass grösseres Selbstbewusstsein als die nicht arbeitenden Studenten – ich war jemand,

ich tat alles aus eigener Kraft. Dieses Selbstbewusstsein spürten die Professoren und behandelten mich bevorzugter, gleichberechtigter...»

«Ich habe meine Braut nicht gehindert, ihr Studium zu beenden», sagt ‚Heini‘ Benz. (So ruft ihn seine Frau. Offiziell trägt er den englisch klingenden Vornamen Henry, weil er auf Sumatra aufgewachsen ist, wo sein Vater Pflanze war.) Am 8. Juni 1953 doktorierte sie, am 2. Juli wurde in Zürich geheiratet. Konrad Scheuber, der Kämpfer um Wilhelm Tells Existenz, «befahl» ihm bei der Trauungszeremonie, ihr vorzustehen, und ihr, ihm untertan zu sein.

Heute sind die Benz-Burgers Eltern eines langhaarigen sechzehnjährigen Sohnes Dieter, der bei ihnen das Interesse für den Zürcher Jugend-Bunker wachhält und sie manchmal dorthin mitnimmt. Dieter besuchte das Gymnasium und absolviert jetzt eine kaufmännische Lehre. Seit 1963 hat er einen «Bruder», den jetzt vierzehnjährigen Realschüler Losang Wangda aus Tibet.

Dr. Lydia Benz-Burger ist tatsächlich überbeschäftigt: sie führt das Sekretariat der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur (die den Hans Reinhart-Ring verleiht), sie ist in der Geschäftsführungskommission des Gemeinderates, Zentralpräsidentin des Schweizerischen Verbandes der Akademikerinnen (1969 gründete sie die Sektion Zentralschweiz, 1970 die Sektion Fribourg), Präsidentin der staatsbürgerlichen Kommission der Zürcher Frauenzentrale, sie ist die Gründerin der Frauenpodien Riesbach und Zürich 2, im Schweizerischen Verband

für Frauenstimmrecht in der Pressekommission tätig, als erste Frau Mitglied der Eidgenössischen Natur- und Heimatschutzkommission, in der Synode 72, im Vorstand der Tonhallegesellschaft Zürich, in der Aufsichtskommission der kantonalen Maturitätsschule für Erwachsene in Zürich als Vertreterin des Gemeinderates. Für die Tatsache, dass sie 1970 drei Monate in den USA weilte, hat sie eine einfache Erklärung: «Eine Frauenorganisation hat eine Schweizerin eingeladen, niemand meldete sich – und das fand ich beschämend und nahm selbst die Einladung an.» Während dieser Zeit kümmerte sich eine Nichte von Henry Benz um den frauenlosen Haushalt.

Der Ehemann ist erst vor kurzem aus der Freisinnigen Partei ausgetreten und jetzt parteilos. «Ich könnte mich jetzt für den Landesring entscheiden – aber ich habe keine Chancen, in dieser Partei tatkräftig mitzuwirken – wegen meiner Frau. Zwei aus der gleichen Familie werden nicht als Kandidaten aufgestellt.» Er betont, jetzt – um der Buben willen – viel mehr zuhause zu sein als früher, denn sonst müssten diese ganz allein sein, da die Mutter ja meistens abwesend ist. Er sei auch weniger im Geschäft, was seine Nachteile habe. Er koche für sich und die Buben, wasche ab, und putze sogar...

Da seine Frau, nicht aber er den Dokortitel besitzt, muss er sich in der Öffentlichkeit jedesmal dieses Titels entledigen: «Die Leute wollen nicht begreifen, dass meine Frau nicht um meinetwillen Frau Doktor heisst, sondern aus eigener Kraft.»

Mitenand geht's immer besser

Es wird darauf ankommen, dass beide Teile – die politisch aktive Frau und der beruflich tätige Mann – für ihre jeweiligen Aufgaben das rechte Mass finden. Aber auch die Öffentlichkeit muss darauf verzichten, von einigen Wenigen ein Übermass an Leistung zu verlangen, während die grosse Mehrheit sich aus Passivmitgliedern der Demokratie zusammensetzt. Bis heute waren es die Männer, die – gewollt oder ungewollt – wegen der Politik nie zuhause waren. Das Opfer ihrer an das Haus gebundenen Frauen betrachteten sie als selbstverständlich, jetzt könnte sich das in Einzelfällen jedoch direkt umkehren.